

Aus meinem Tagebuche.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Jeder Kaffer ist ein leidenschaftlicher Schnupfer; Mädchen und Weiber treiben es hierin meist noch schlimmer als die Männer. Doch bei ihnen gehört das zum guten Ton, zur Bildung und verleiht ein gewisses Ansehen. Geht der Kaffer auf Reisen, so vergißt er sicherlich nicht, seine oft recht zierlich gearbeitete Dose mitzunehmen. Leider wird sie bei ihm nur allzu schnell leer; nun dann füttert er eben seine Nase auf Kosten fremder Dosen.

Begegnet er einem Weißen, der ihn freundlich grüßt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er ihn sofort um eine Priße Tabak anbittet. Sagt dann der Weiße, er schnupfe nicht, so kann er dies einfach nicht begreifen oder hält es für eine leere Ausrede.



Amabele-Ernte in Marannhill.

Natürlich ist es dann mit der Freundschaft sofort wieder aus. Mir ist das schon unzähligmal begegnet; deshalb kann ich mich aber doch nicht entschließen, in meinen alten Tagen noch das Schnupfen anzufangen, oder bloß den Kaffern wegen eine Dose zu tragen.

Der Kaffer schnupft nie mit bloßer Hand, sondern stets mit einem beinernen Löffelchen. Letzteres sieht den ganzen Tag über in seinem dichten, wolligen Haarpelz und gilt zugleich als ehrenwerter Schmuck. Er benützt es zu mancherlei Zwecken: er trocknet sich damit den Schweiß ab, fängt die Tränen auf, reinigt seinen Gesichtsvorsprung, kurz, er benützt sein Löffelchen in allen Fällen, in denen der Weiße sein Taschentuch zur Hand nimmt, namentlich aber zum Schnupfen. Letzteres geschieht jederzeit und überall, auch in der Kirche, unter der Predigt und mitten bei der Arbeit mit größter Umständlichkeit. Die Priße, die er in der hohlen Hand hat, ist eben ein Schatz, der mit Bedächtigkeit und tiefem Verständnis genossen sein will, deshalb führt er sich denselben in winzig kleinen Portionen zu Gemüte, zieht jedes Stäubchen möglichst hoch hinauf, und läßt es sich nicht gereuen, mit seinem Löffelchen behufs einer einzigen Priße etliche zehn- bis fünfzehnmal von der Hand zur Nase zu fahren.

Der Weiße, der das gleiche Geschäft mit den bloßen Fingern und in einem einzigen Zug abmacht, ist in ihren Augen ein Mann, der vom Schnupfen einfach nichts versteht.

Ebenso geschieht bei ihnen das Biertrinken unter ganz bestimmten Zeremonien. Die große, rauchgeschwärzte Ukamba mit der weiten Oeffnung wird stets mit beiden Händen in Empfang genommen. Beim Häuptling geschieht dies immer unter höflichem Lobspruch auf die gnädige Gastfreundschaft des Injosi. Hat der Schwarze einmal zum Trunk angefaßt, so setzt er den Krug so schnell nicht mehr ab — ein bloßes Nippen aus purem Anstand gibt's bei ihm einfach nicht, — er trinkt, solange der Atem reicht, und der ist kräftig und gut. Gut und weit sind auch seine „Kanäle“; sei das Utschwala noch so breiig und dick, beim Kaffer rutscht alles glatt hinunter. — Weniger Zeremonien macht er beim bloßen Wassertrinken; aber auch hier bieten sie sich zuweilen den gemeinschaftlichen Topp, wenn der einzelne es nicht vorzieht, mit einem ausgehöhlten Kürbislöffel aus dem großen Wassergefäß zu trinken. Zum Schluß wird, zumal beim Utschmalatrinken, der Rand der Ukamba mit Daumen und Zeigefinger fein säuberlich abgewischt.

Der Kaffer hält überhaupt auf Anstand; allerdings hat er hierin seine eigenen Begriffe und Traditionen; allein ein bloßer Naturmensch, ohne jegliche Kultur, ist er nicht. Bei der Begegnung z. B. bieten sie sich die rechte Hand gerade wie wir. Seiden aber beobachten dabei vielfach eine ganz abweichende Methode; namentlich bei Mädchen kann man das vielfach sehen. Da wird nämlich gegenseitig Finger um Finger, vom kleinen angefangen bis zum Zeigefinger angetippt und zuletzt das Handgelenke erfaßt. Doch gilt dieser Brauch als heidnisch, und wird daher unter unseren Schulkindern nicht geduldet.

Einen höher Stehenden, sowie jeden Weißen grüßt der heidnische Kaffer durch lauten Zuruf, indem er dabei Hand und Zeigefinger hoch erhebt. Die Titulatur, die er dabei dem Weißen gibt, ist verschieden, je nachdem er ihn taxiert. In erster Linie ist ihm dabei die Kleidung maßgebend, die er trägt. Ich kann da aus Erfahrung reden. So wurde ich z. B. je nach dem Hute, den ich gerade trug, heute Injosi genannt, morgen bloß umnumzana (Hausbesitzer) oder umfundisi (Lehrer, Missionär).

Ganz eigentümliche Gewohnheiten beobachtet der Kaffer auch beim Reiten. In der ganzen Welt so könnte man glauben, sei es Geseß, ein Reitpferd von der linken Seite aus zu besteigen. Der Kaffer macht es umgekehrt, er steigt von der rechten Seite auf und steigt nach der gleichen Seite hin wieder ab, und zwar mit einer Leichtigkeit und Eleganz, um die ihn ein Kunstreiter beneiden möchte. Er ist von Jugend auf wie daheim auf seinem Pferd. Ein Sattel wird von ihm zwar sehr geschätzt, doch ist er ihm ein bloßer Luxusgegenstand; er reitet ohne ihn fast ebenso gut,

und als Zügel benützt er eventuell einen bloßen Grastriid. Jüngere Leute gefallen sich darin, ihr mutiges Köhlein nach Herzenslust zu tummeln. Da geht es bergauf und bergab, über Bäche und Gräben, über Stock und Stein. Ein alter Kraalbesitzer ist auch hierin viel vernünftiger; wohl reitet auch er noch viel und gern, doch meist in einem leichten tänzelnden Trab, der das Köhlein wenig anstrengt, und die Peitsche aus Seetuchhaut sucht meist nur als Zeichen seiner Macht und Würde in der Lust, und saust nur im Notfall auf den Rücken des Pferdes nieder.

Aus so einem Heiden einen wahren Christen zu machen, ist ein gutes Stück Arbeit. Bei Kindern geht es noch verhältnismäßig leicht; daher unser Bestreben, möglichst viele derselben in unsere Kost- und Tagesschulen zu bekommen. Ungleich schwerer dagegen hält die Bekehrung bei Erwachsenen, zumal bei den Männern, die mehrere Weiber haben und überdies weit von der Missionsstation entfernt wohnen, sodaß sie nur selten in die Predigt und zum Gottesdienst kommen. Bei solchen muß man oft froh sein, wenn sie nur in der Todesstunde sich zur Annahme der hl. Taufe bereit erklären.

Andere hinwiederum scheinen der Ansicht zu sein, die Taufe allein genüge zum wahren Christentum, und sonst bestehe da keine Verbindlichkeit. So wurde ich jüngst zu einem Manne gerufen, der etwa 1½ Stunden von Emaus entfernt in einer angrenzenden Lokation wohnte. Es haben sich dabelst seit Jahren die Wesleyaner niedergelassen und schon mehrere Schulen gegründet. Ihre Wirksamkeit war nicht ohne Erfolg, doch findet man in dortiger Gegend unter zahlreichen Protestanten auch noch viele Heiden. Bei Sterbefällen schicken die Schwarzen vielfach nach Emaus und Lourdes und begehren die katholische Taufe. So auch hier. Der Sohn eines Kraalbesizers war nach Emaus gekommen, mir zu melden, daß sein Vater in der Nacht erkrankt sei und gar sehr nach der Taufe verlange.

Ich machte mich sogleich auf den Weg und wanderte in Begleitung des strammen Burschen dem bezeichneten Kraale zu. Die ersten dreiviertel Stunden ging es der Poststraße entlang, dann bogen wir nach rechts ins Tal der Klubi-Lokation ab. Es findet sich dabelst eine große Zahl recht gut instand gehaltener Kaffernhütten, wie sich überhaupt die dortigen Bewohner durch Reinlichkeit und Ordnungssinn hervor-tun. Selbst die Kinder sind fast alle anständig bekleidet, und man sieht hier nicht das wilde Herumjagen nach dem im Freien weidenden Vieh. Ihren Hütten entlang zieht sich ein langer, offener Graben, der das vom Berge herabkommende Quellwasser in die einzelnen Gehöfte und zur Zeit der Trockenheit auch über die angrenzenden Felder leitet.

Bei der betreffenden Hütte angekommen, fand ich den Kranken, einen Mann von etwa 55 Jahren, gemüthlich im Freien sitzend. Er hatte sich eine einfache Erkältung zugezogen, und von Gefahr war absolut keine Rede. Trotzdem verlangte er die hl. Taufe. Er war mit seiner Frau und all' seinen Kindern noch heidnisch; das Christentum kannte er nur dem Namen nach. Der gute Mann war höchlichst erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich ihn nicht so ohne weiteres taufen könne; er müsse zuerst so und solange christlichen Unterricht genießen und diese und jene Bedingungen erfüllen; nur in Todesgefahr pflegten wir die Taufe schneller und leichter zu erteilen, diese aber sei bei

ihm keineswegs vorhanden. ... Schließlich schien er meine Gründe doch zu begreifen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, an ihm einen braven Katechumenen gefunden zu haben. Vielleicht gewinnen wir mit ihm zugleich seine ganze zahlreiche Familie.

In der Hütte selbst fand ich die schönste Ordnung, und seine Leute waren alle bekleidet; auch hatte er, was die Bekehrung immer sehr erleichtert, nur eine Frau. Nach gewissen Anzeichen zu urteilen, hatte er allerdings ein bewegtes Leben hinter sich, und Freiheit und Ungebundenheit galt ihm über alles. Wie er sich unter diesen Umständen in die Gebote Gottes und der Kirche und ein christliches Leben überhaupt hineinfinden wird, bleibt eine Frage. Jedenfalls braucht er ein großes Maß von Gnaden; wer will sie ihm erbeten helfen? (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Die hl. Pfingsttage sind vorüber. Unsere schwarzen Neuchristen sind wieder recht zahlreich zu den hl. Sakramenten gegangen; auch die Söhne, Töchter und Enkelkinder des guten Leonhard kommen fleißig zur Kirche, nur er selber, der gute Alte, hatte während dieser Gnadentage wieder zu Hause bleiben müssen. Ich beeilte mich daher, ihn am ersten freien Tag zu besuchen, konnte ich mir ja denken, wie einsam und verlassen er sich fühlen mochte.

Ich fand ihn auffallend still und müde vor der Hütte sitzend. „Das ist schön von dir, Inkosazana, daß du gekommen bist!“ begann er; „ach, ich fühle mich in diesen Tagen so einsam und allein; alles ging zur Kirche und empfing die hl. Sakramente, nur ich mußte ferne bleiben. Im Geiste war ich allerdings auch dabei, und ich dachte in diesen Tagen viel darüber nach, wieviel Gutes uns der liebe Gott durch euch Trappisten und Missionschwestern erwiesen hat. Ja, diese ama-Roma übertreffen alles, was ich je in meinem langen Leben gesehen. Welch wunderbare Macht habt ihr doch über die Herzen von uns Schwarzen gewonnen! Ich hatte früher auch schon christliche Missionäre kennen gelernt und verschiedenes von ihrer Predigt gehört, doch mein Herz blieb dabei hart wie ein Stein; als aber die ama-Roma hieher kamen, da war ich besiegt am ersten Tage.“

Doch soweit sind wir in unserer Erzählung noch nicht. Ich habe das letztmal erzählt, daß ich, nachdem ich von den Buren zurückgekommen war, ein ziemlich tolles Leben führte. Anfangs wollte ich die Gewissensbisse ersticken, die ich wegen Charlie hatte, später freute es mich, daß mich alle als einen Helden betrachteten, der jeder Gefahr gewachsen sei. Besonders leidenschaftlich liebte ich die Jagd. Da gab es kein Rennen, Treiben und Jagen, wo ich nicht dabei gewesen wäre. Dazu war ich der Liebling des Königs Matshimane und stets in seinem Gefolge. Auch die heidnischen Gebräuche machte ich damals ohne Anstand mit; erst als Christ erkannte ich, wie häßlich und verwerflich die meisten derselben sind. Ich war eben Heide wie meine Genossen alle. Immerhin jedoch kann ich versichern, daß ich nie Menschenblut vergossen habe und daß ich nie berauscht war; selbst bei der ausgelassensten Freude hielt ich mich zurück im Genuß geistiger Getränke. Desgleichen ekelte mich jede Lüge an, nicht weniger als Diebstahl und Betrug. Solcher Schändlichkeiten habe ich mich nie schul-